

Auszug aus „Schnee im Juli“, Autobiografie von Christine Leutkart

Meine Mutter lebte in der Wohnung, in der sie früher mit ihren Eltern und Mariannes Familie gewohnt hatte. Wo hatten sie alle denn nur geschlafen? Es gab zwei Schlaf- und ein Wohnzimmer, worin sich eine Kochnische befand, und eine Toilette. Waschen musste man sich am Spülbecken. Dort hing ein heller Waschlappen für „oben“ und ein dunkler für „unten“. In der Kochnische wurde einmal die Woche in einem riesigen Kochtopf die Wäsche ausgekocht. Geheizt wurde mit Eierkohlen, die wir aus dem Keller holen mussten. Das Fenster meines Zimmers zeigte zum Hinterhof hinaus, wo sich nachmittags die Kinder aus den Wohnblocks unserer Straße trafen. Es war leicht, sich bei ihnen einzufügen, sie waren neugierig und jeder neue Spielkamerad war willkommen.

Bald schon saß ich bei Marlies Gräschke, die einen Stock über uns wohnte, mit am Esstisch. Marlies wohnte mit ihrer Mutter und ihrem Opa zusammen, und dass ich zu beiden „Oma“ und „Opa“ sagte, störte keinen. Ich mochte die Unordnung in ihrer Wohnung, den Geruch des warmen Essens, der ständig bei ihnen in der Luft hing, und den rauen, liebevollen Ton, der zwischen ihnen herrschte. Und immer war jemand zu Hause, während unsere Wohnung oft leer war. Denn meine Mutter musste arbeiten, vor vier Uhr nachmittags war sie nie zu Hause. Marlies hatte braune Locken und eine Zahnlücke, und sie liebte wilde Spiele. Doch anders als meine Freundin Tony war Marlies nicht auf Konkurrenz aus. Sie gab zwar gern den Ton an, aber sie gab auch zu, wenn ich eine bessere Idee hatte. „Das ist wohl australisch“, tönte sie dann. Unser Lieblingsspiel war das Aufspüren von Feldmäusen, die wir auf den Feldern einfingen und zu dressieren versuchten. Beim Ausgraben ihrer Nester passierte es schon mal, dass wir dabei aus Versehen ein paar Köpfe von neugeborenen Mäuschen abschlugen. Die winzigen Leichen wurden dann feierlich auf dem Friedhof hinter der Kirche beerdigt.

In der Schule war ich die Exotin. Man hatte meiner Mutter empfohlen mich nicht, wie es meinem Alter entsprochen hätte, in die dritte Klasse zu geben, sondern zurück in die erste, damit ich erst einmal die deutsche Sprache richtig lernen sollte. Ich war es nicht gewohnt, im Mittelpunkt zu stehen, aber schon bald fühlte ich mich in der Rolle der kleinen Australierin wohl. Meine Klassenlehrerin Frau Sperling war eine ältere Dame, die selbst schon fünf erwachsene Kinder hatte. Ich wusste vorher gar nicht, dass es solch alte Lehrerinnen

überhaupt gibt. Sie stellte mich der Klasse vor: „Sprecht langsam und unterstützt eure neue Klassenkameradin, wo ihr könnt“, mahnte sie. Ihren Unterricht glich sie meinen geringen Deutschkenntnissen an; die Wörter wurden groß an die Tafel geschrieben und alle übten sich mit mir in Geduld. Da ich Bücher sowie das Schreiben und Lesen von Natur aus liebte, war ich eine schnelle Lernerin.

Besonders wichtig fühlte ich mich, wenn Herr Walter mich aus Frau Sperlings Unterricht holte und mit in seinen Englischunterricht nahm. Er setzte mich auf seinen Schreibtisch, so dass ich erhöht auf seine Schüler blickte, und drückte mir ein Englischbuch in die Hand. Ich sollte dann eine Geschichte vorlesen, die Klasse hörte zu und las leise mit. Herr Walter lobte meine englische Aussprache und meinen Lesestil; so verlor ich alle Scheu und beantwortete auch die Fragen der Schüler, die sie mir auf Englisch stellen mussten. Ich konnte den Großen etwas beibringen! Früher war ich unbemerkt geblieben und hatte mich unauffällig verhalten. Plötzlich interessierten sich alle für mich und meine Herkunft. Das war ungewohnt. Aber es gefiel mir. Sehr!